

Uwe Wirth
Die Frage nach dem Medium als Frage
nach der Vermittlung

»Medium«, so lesen wir im Vorwort des Kursbuchs *Medienkultur*, »heißt Mitte und Mittler, Vermittlung und Vermittler und appelliert an die Frage, wie die Rolle, die Tätigkeit und das Material dieses Dazwischen genauer beschaffen sei.«¹ Damit ist die Frage »Was ist ein Medium?« offensichtlich an die Frage »Wie ist ein Medium?« gekoppelt. Was macht ein Medium in diesem Dazwischen? Wenn man der Ansicht zustimmt, dass es Medien in einem »substantiell und historisch stabilen Sinn«² nicht gibt, da »[w]eder materielle Träger noch Symbolsysteme oder Techniken der Distribution«³ hinreichen, um den Begriff des Mediums zu explizieren, dann tritt an die Stelle einer substantiellen Antwort auf die Was-ist-ein-Medium-Frage eine Das-macht-das-Medium-These: die These nämlich, dass Medien das, was sie vermitteln, verarbeiten oder speichern, »unter Bedingungen stellen, die sie selbst schaffen und sind«.⁴ Medien sind, mit anderen Worten, Rahmenbedingungen, die konstitutiv auf das, was sie vermitteln, einwirken. Diese eigentümliche Dynamik der medialen Rahmung fasst die Mediologie im Ausgang von Régis Debray als System *Dispositiv – Träger – Prozess*:⁵ ein System, das die Verfahren der Übertragung determiniert; in die gleiche Richtung zielt Sybille Krämer, wenn sie feststellt, dass Medien »im Akt der Übertragung dasjenige, was sie übertragen, zugleich mitbedingen und prägen«.⁶

1 Kursbuch *Medienkultur. Die maßgeblichen Theorien von Brecht bis Baudrillard*, hg. v. Claus Pias, Joseph Vogl, Lorenz Engell, Oliver Fahle und Britta Neitzel, Stuttgart 1999, S. 9.

2 Ebd., S. 10.

3 Ebd.

4 Ebd.

5 Régis Debray, »Für eine Mediologie«, in: Pias/Vogl/Engell/Fahle/Neitzel (Hg.), *Kursbuch Medienkultur*, a. a. O., S. 67–75, hier: S. 68 f.

6 Sybille Krämer, »Erfüllen Medien eine Konstitutionsleistung? Thesen über die Rolle medientheoretischer Erwägungen beim Philosophieren«, in: Stefan Münker, Alexander Roesler und Mike Sandbothe (Hg.), *Medienphilosophie. Beiträge zur Klärung eines Begriffs*, Frankfurt/M. 2003, S. 78–90, hier: S. 85.

Bei Ausdrücken wie »Träger« oder »Übertragung« liegt es nahe, an den Briefträger zu denken (natürlich könnte man auch an eine Übertragung durch Tröpfcheninfektion denken), und so stellt sich die Frage: Wie bedingt und prägt der Briefträger den Akt der Übertragung eines Briefes? Aber vielleicht ist diese Frage bereits im Ansatz falsch gestellt – vielleicht sollte man besser von einem »postalischen Dispositiv«⁷ sprechen, in dessen Rahmen der Brief als Medium und der Briefträger als Mediator eine je eigene Funktion der Vermittlung übernehmen. Dabei macht der Prozess der Übertragung eines Briefes nur dann Sinn, wenn ihm ein Prozess des Briefschreibens vorangegangen ist und wenn der Briefschreiber einen Briefempfänger adressiert. Der Briefträger bedingt den Akt der Übertragung dadurch, dass er ihn als ein Schriftstück, das bestimmte materiale Qualitäten besitzt, transportiert – aber er darf natürlich nicht den Brief öffnen und etwas dazuschreiben. Insofern prägt er nicht die Botschaft des Briefs. Vielmehr prägt er den Brief als Botschaft, die übertragen wird: Seine Übertragungsfunktion besteht darin, dass er direkt oder indirekt im Dienst des Senders steht – von dieser Art der Prägung zeugen Briefmarke und Poststempel. Eben das sind die dispositiven Rahmenbedingung der Übertragung von Briefen.

Wenn es nun aber stimmt, dass Medien *im Akt der Übertragung dasjenige, was sie übertragen, zugleich mitbedingen und prägen*, dann wäre es falsch, vom Brief als Medium zu sprechen, denn die mitbedingende, prägende Dynamik geht ja vom postalischen Dispositiv, also von den Rahmenbedingungen der Briefkommunikation aus. Nun könnte man natürlich einwenden, dass man Briefe überhaupt nur unter der Bedingung eines postalischen Dispositivs schreibt, dass also die Möglichkeit der Übertragung gewissermaßen in den Brief eingeschrieben ist, und insofern könnte man konzedieren, dass die Übertragung von brieflichen Nachrichten durch eine postalische Bewegung geprägt ist.

Nun haben wir allerdings drei Möglichkeiten, den Begriff des Mediums anzuwenden, nämlich *erstens* der Brief als Medium: als

7 Vgl. Natalie Binczek, »Medien- und Kommunikationstheorie. Neuere deutsche Literatur«, in: Claudia Benthien, (Hg.), *Germanistik als Kulturwissenschaft. Einführung in neue Theoriekonzepte*, Reinbek 2002, S. 152–174, hier: S. 165, sowie Bernhard Siegert, *Relais. Geschichte der Literatur als Epoche der Post. 1751–1913*, Berlin 1993, S. 44 f.

symbolisch codierte Nachricht, die der Empfänger entschlüsseln kann: eine Nachricht, die verfasst wurde, weil Sender und Empfänger durch ein Dazwischen getrennt sind;

zweitens der Briefträger als Medium: als Agent der Übertragung, der in dem Zwischenraum zwischen Sender und Empfänger eine Vermittlungsfunktion ausübt, indem er eine Übertragungsbewegung ausführt;

drittens das postalische Dispositiv als Medium, nämlich als ein für Sender, Empfänger und Briefträger gemeinsames Wissen um die Rahmenbedingungen der Briefkommunikation, das sowohl den Prozess der Übertragung als auch den Prozess der Entstehung dessen, was übertragen wird, prägt.

Dabei muss man freilich unterscheiden zwischen dem bereits vor dem Beginn der Briefkommunikation vermittelten dispositiven Rahmenwissen einerseits und der bei jedem Vollzugsschritt der Briefkommunikation wirkenden dispositiven Rahmungskraft andererseits. Wenn der Briefempfänger die Sprache, in der der Brief verfasst ist, nicht kennt, dann scheitert die Briefkommunikation ebenso, wie wenn er die Handschrift nicht lesen kann – aber sie scheitert aus anderen Gründen. Wenn der Briefempfänger nicht weiß, dass man einen Brief öffnen und lesen muss, dann scheitert die Briefkommunikation ebenso, wie wenn er den Brief nicht öffnen kann, weil er keine Hände mehr hat – aber sie scheitert aus anderen Gründen. Man mag der Ansicht zustimmen, dass Schrift auch dann noch funktionieren muss, wenn Empfänger und Sender bereits gestorben sind⁸ – der Brief funktioniert in diesem Fall jedoch nicht mehr als Medium eines »guten Gesprächs«,⁹ sondern nur mehr als Spur einer Übertragungsbewegung. In ganz besonderer Weise kommt es zu einer Störung im postalischen Dispositiv, wenn der Briefträger den Brief verliert oder wenn er streikt. Bei diesen »Unfällen«¹⁰ oder

Ausfällen¹¹ scheitert die Übertragungsbewegung, die den Akt der Vermittlung im Dazwischen ausführen soll.

Wenn ich es recht sehe, dann ist in den drei eingangs formulierten Statements zum Begriff des Mediums letztlich immer der dritte Aspekt gemeint, also das Medium als Dispositiv, das eine funktionale Rollenverteilung zwischen verschiedenen Agenten vornimmt, deren Handeln von der Zielvorstellung bestimmt wird, eine Botschaft zu übertragen und ein trennendes Dazwischen zu überwinden.

Nun habe ich mich durch die Konnotation des Begriffs der Übertragung dazu verführen lassen, *ad hoc* ein Botenmodell der Medien zu skizzieren: ein Modell, das trotz seiner Schlichtheit vielleicht dazu dienen kann, zu zeigen, auf welchen Komplexitätsebenen sich der Medienbegriff in Anschlag bringen lässt. Allerdings habe ich dabei unter der Hand drei Gleichsetzungen vorgenommen, nämlich *erstens* eine Gleichsetzung zwischen Übertragung und Vermittlung, *zweitens* eine Gleichsetzung von Medium und Mediatisierung und *drittens* eine Gleichsetzung von Medienprozess und Kommunikationsprozess.

Aber, um mit der dritten Gleichsetzung zu beginnen: Kann man nicht auch Wahrnehmungs- respektive Erkenntnisprozesse als Medienprozesse beschreiben? Man kann. So fasst etwa Aristoteles das Dazwischen zwischen dem wahrnehmenden Auge und dem Objekt als etwas Durchsichtiges, das insofern mediale Funktion hat, als es bestimmte Qualitäten des Objekts – etwa seine Farbe – zum Auge hin überträgt: »Jede Farbe ist«, so schreibt Aristoteles in *Über die Seele*, »bewegendes Prinzip des wirklich durchsichtigen Mediums und dies ist ihre Natur«:¹² ein Gedanke, der sich auch im 20. Jahrhundert noch findet – so in Fritz Heiders Essay *Ding und Medium*, der maßgeblich Luhmanns Medientheorie beeinflusst hat. Im Rahmen von Heiders »Kausaltheorie der Fernwahrnehmung« ist die Erkenntnisvermittlung an »Mediumvorgänge«¹³ gekoppelt, wobei Heider die Differenz zwischen *Vermittlung* und *Vermitteltem* betont: Medien ermöglichen auf einer physikalischen Ebene die

8 Jacques Derrida, »Signatur Ereignis Kontext«, in: Ders., *Limited Inc.*, Wien 2001, S. 15-45, hier: S. 25.

9 Christian Fürchtegott Gellert, *Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen (1751)*, in: Ders., *Gesammelte Schriften*. Kritische, kommentierte Ausgabe, Bd. 4, *Roman. Briefsteller*, hg. von Bernd Witte, Berlin, New York 1989, S. III.

10 Vgl. Ludwig Jäger, »Störung und Transparenz. Skizze zur performativen Logik des Medialen«, in: Sybille Krämer (Hg.), *Performativität und Medialität*, München 2004, S. 35-74, hier: S. 42, sowie John L. Austin, *Zur Theorie der Sprechakte*, Stuttgart 21979, S. 36.

11 Vgl. hierzu auch: Werner Hamacher, »Afformativ, Streik«, in: Christiaan L. Hart Nibbrig (Hg.), *Was heißt »Darstellen«?*, Frankfurt/M. 1994, S. 340-371.

12 Aristoteles, *Über die Seele*, Buch II, Kapitel 7, in: Ders., *Philosophische Schriften*, Band 6 (Werke in sechs Bänden), Hamburg 1995, S. 45.

13 Fritz Heider, *Ding und Medium*, Berlin 2005, S. 45.

Vermittlung zwischen dem Wahrnehmungsapparat und den Dingen. Ein »echtes Medium« ist etwas, »durch das man ungehemmt hindurch sieht«,¹⁴ etwa die Luft, die sich zwischen dem Wahrnehmenden und dem wahrgenommenen Objekt befindet, aber auch die Licht- und Schallwellen, durch die sinnliche Eindrücke vermittelt werden. Dabei wird die Vermittlung, also das, was auf das Sinnesorgan wirkt, »als Farbe, Ton, überhaupt als Sinnesqualität aufgefaßt«. ¹⁵ Zugleich – und dies ist ein interessanter Punkt mit Blick auf die oben skizzierte Botentheorie der Medien – behauptet Heider aber auch: »Die Lichtstrahlen, die mein Auge treffen, sind nur Boten vom Ding, sind Zeichen für das Ding.«¹⁶ Hier kommt es zu einer merkwürdigen Interferenz zwischen einer Botentheorie, einer Fenstertheorie und einer Zeichentheorie des medialen Dazwischen. Das Medium ermöglicht als Mitte das ungehemmte Hindurchsehen und überträgt als Mittler, nämlich als Bote, wahrnehmbare Zeichen vom Ding.

Die Vermittlung erfolgt mit Hilfe von Licht- und Schallwellen, die als Boten Zeichen des Dings durch ein Dazwischen bewegen. Die Licht- und Schallwellen übernehmen also wie der Briefträger die Funktion der Vermittlung. Als Wahrnehmungseindruck sind sie das Zeichen des Dings, aber auch das Vermittelte, das als Wahrnehmungsbotschaft auf die Sinnesorgane des Empfängers trifft. Diese Wahrnehmungsbotschaft ist das, was Heider als Sinnesqualität bezeichnet. Die eigentliche Pointe dieser Auffassung besteht nun darin, dass die Übertragung als Vermittlung durch ein Dazwischen stattfindet, das nicht mehr nur als ein Sender und Empfänger *trennendes*, sondern als ein Sender und Empfänger *gemeinsames* Dazwischen gefasst werden muss: ein Dazwischen, das als Zwischenraum, in dem Licht- und Schallwellen wirken, also durch eine physikalische Mitte charakterisiert ist. Diese physikalische Mitte prägt das, was übertragen wird, im Akt der Übertragung mit – allerdings nicht als formgebende Kraft, sondern als formbare respektive formbereite Materie: eine Materie, die indes der formgebenden, prägenden Kraft Widerstand entgegensetzen kann. Denken wir nur an Platons Beispiel vom »Wachs der Seele«, das je nach seiner Konsistenz

leichter oder schwerer für »Eindrücke« empfänglich ist.¹⁷ Dergestalt wird auch die »formbereite« Materie zu einer beim Akt der Prägung »im Inneren des Verfahrens«¹⁸ mitwirkenden *parergonalen* Kraft, die »weder einfach außen noch einfach innen« ist.¹⁹ Hier offenbart sich eine bemerkenswerte Differenz zwischen der *Materialität der Vermittlung* und der *Materialität des Vermittelten*. Die Materialität der Vermittlung wirkt sich auf die *Bewegung* der prägenden Übertragung aus und wirkt dergestalt als prägende Kraft im Prozess der Übertragung auf das Vermittelte ein. Die Materialität des Vermittelten prägt dagegen bereits die Entstehung des Vermittelten – und wirkt von dort ausgehend auf den Prozess der Vermittlung ein.

Kommen wir noch einmal auf das Beispiel der Übertragung von Briefen durch einen Boten zurück. Nehmen wir an, der Briefschreiber hat – sagen wir, weil er beim Briefschreiben ein Honigbrot isst – klebrige Finger. Diese Klebrigkeit prägt durch den Kontakt mit dem Papier, auf das er schreibt (aber auch durch den Kontakt mit dem Briefumschlag), die Materialität des Briefes in spezifischer Weise: Es handelt sich um einen klebrigen Brief. Im Akt der Übertragung durch den Briefträger überträgt sich diese Klebrigkeit auf den Briefträger (und später auch auf den Empfänger des Briefes). In diesem Fall haben wir es mit einer Materialität des Vermittelten zu tun, die sich auf den Übertragungsprozess auswirkt und die schließlich dazu führt, dass alle Beteiligten – Sender, Briefträger und Empfänger – klebrig sind.

Nehmen wir dagegen an, der Briefträger hat klebrige Finger, weil er beim Austragen der Briefe ein Honigbrot isst: Dann wirkt sich die Klebrigkeit im Akt der Übertragung auf den Briefumschlag und anschließend auf den Empfänger aus. In diesem Fall prägt die Materialität der Vermittlung das Vermittelte.

Nun können wir dieses Beispiel auch auf andere Materialien übertragen: Krankheitsviren, Farbpulver oder Parfüm. Die Frage ist jedoch, ob wir, wenn wir an diese Art von Materialität denken, tatsächlich eine Vorstellung davon haben, was es heißt, dass Sinnesqualitäten als Vermittlung aufzufassen sind. Ich denke nein, denn obwohl Viren, Farbpulver oder Parfüm die Eigenschaft ge-

17 Platon, *Theaitetos*, 190e, in: Ders., *Sämtliche Werke*, nach der Übersetzung von Friedrich Schleiermacher, Bd. 4, Reinbek bei Hamburg 1966, S. 158f.

18 Jacques Derrida, *Die Wahrheit in der Malerei*, Wien 1992, S. 74.

19 Ebd.

14 Ebd., S. 35.

15 Ebd., S. 106.

16 Ebd., S. 45.

meinsam haben, dass sie irgendwie lose mit dem Vermittelten verbunden sind, ist ihre Verbindung nicht konstitutiv für das Zustandekommen des Übertragungsakts, obwohl sie dasjenige, was sie übertragen, zugleich mitprägen.²⁰

In einem konstitutiven Sinn prägend ist ein Medium dann, wenn es sich auf der materialen, physikalischen Ebene der Vermittlung so konfigurieren lässt, dass es im Rahmen eines Dispositivs als Vermitteltes in Bewegung gebracht werden kann.

Das wäre im Fall des postalischen Dispositivs das vom Boten übertragene unbeschriebene Blatt handgeschöpftes Büttenpapier, und im Fall des Wahrnehmungsdispositivs wären es die Lichtstrahlen und Schallwellen, die als Boten des Dings auf mein Auge treffen. In beiden Fällen implizieren die Begriffe Dispositiv und Konfiguration eine die Botschaft und die Übertragung der Botschaft bestimmende Krafteinwirkung: eine parergonale Kraft, die als Vermittlung prägend und mitbedingend auf das Vermittelte einwirkt. Die Materialität des Mediums bestünde dann also in der Interferenz aller physikalischen Eigenschaften, die im Prozess der Vermittlung die Bewegung des Vermittelten determinieren – und diese Interferenz hätte in einem emphatischen Sinne des Wortes *grundlegende* Bedeutung.

Das heißt – und dieser Gedanke findet sich nicht nur bei Heider, sondern auch bei Luhmann und McLuhan –, Vermitteltes und Vermittlung verhalten sich zueinander wie Figur und Grund. Figur bedeutet für Heider »ein fester Körper, der vor etwas Anderem ist«; Grund ist dagegen etwas, »das nur in Bezug auf die Figur einheitlich ist; es ist das, was hinter der Figur ist«²¹ etwa eine weiße Wand, aber auch ein weißes Blatt Papier.

Nach Luhmann ist ein Medium »eine große Masse lose miteinander verbundener Elemente, die für Form empfänglich sind«.²² Das Medium ist dabei – ähnlich wie bei Heider – als Repertoire an physisch wahrnehmbaren Elementen zu fassen, nämlich als

»mediales Substrat«,²³ das sich aufgrund seiner »Besetzbarkeit«²⁴ als Zeichenträger auszeichnet – und durch eine formstiftende Konfiguration zum Zeichen wird. Das Medium wird also bei Luhmann als Grund respektive als Grundlage einer zeichenkonstitutiven Konfiguration gefasst. McLuhan scheint das Verhältnis von Figur und Grund dagegen in erster Linie unter dem Gesichtspunkt der Aufmerksamkeitsökonomie zu betrachten, wenn er schreibt, alle »kulturellen Situationen« setzten sich »aus einem Bereich der Aufmerksamkeit (der Figur) und einem viel größeren Bereich, der der Aufmerksamkeit entgeht, zusammen (dem Grund)«.²⁵ Etwa wenn sich in einer Vorlesung die Aufmerksamkeit von dem, was der Redner sagt, auf seine Gesten oder auf das Summen der Beleuchtungsanlage verschiebt. Hier ist die Figur nicht mehr nur ein konfiguriertes Zeichen, sondern ein Aufmerksamkeitsfokus, der einige Gegenstände der Wahrnehmung thematisch werden lässt und andere in den Hintergrund drängt. Das »unablässige Wechselspiel« zwischen Figur und Grund führt nicht nur dazu, dass sie sich »gegenseitig abschleifen«, sondern macht auch ein Dazwischen sichtbar: »Zwischen beiden – Figur und Grund – liegt ein Umriss, ein Grenzbereich oder ein Intervall, was beide gleichzeitig begrifflich zu bestimmen hilft.«²⁶ Wenn wir diesen Gedanken auf das Verhältnis von Vermittlung und Vermitteltem übertragen, dann müssten wir fragen: Wie können wir diesen »Grenzbereich« beschreiben? Was geschieht in diesem Bereich zwischen dem Medium als physikalischer Masse von lose gekoppelten, wahrnehmbaren Elementen und dem konfigurierten Medium als fester Kopplung?

Ich möchte versuchen, diese Frage im Rekurs auf das Peircesche Zeichenmodell zu beantworten. Nach Peirce erhält das Zeichen seine Funktion als Repräsentamen dadurch, dass es, »outward or inward, mediating between an object and an interpreting thought« ist.²⁷ Das Zeichen vermittelt zwischen einem Objekt und einem in-

20 Das gilt selbst dann, wenn ein Brief als Materialsendung gedacht ist, wenn also das Material die Botschaft ist – etwa eine Parfümprobe als Postwurfsendung – oder ein unbeschriebenes Blatt handgeschöpftes Büttenpapier als Antwort auf die Frage, wodurch sich diese Papierart auszeichnet – möglicherweise gehört auch ein Anthraxanschlag in diese Kategorie.

21 Heider, *Ding und Medium*, a. a. O., S. 113.

22 Niklas Luhmann (1993), »Die Form der Schrift«, in: Hans Ulrich Gumbrecht und K. Ludwig Pfeiffer (Hg.), *Schrift*, München 1993, S. 349–366, hier: S. 355.

23 Niklas Luhmann, *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, Frankfurt/M. 1994, S. 188.

24 Ebd.

25 Marshall McLuhan, »Das globale Dorf«, in: *Medien verstehen. Der McLuhan-Reader*, Mannheim 1997, S. 225f.

26 Ebd.

27 Charles Sanders Peirce, *Collected Papers*, hg. v. Charles Hartshorne und Paul Weiss, Bd. I–VI, Cambridge (Mass.) 1931–1935, Bd. VII und VIII, hg. v. Arthur W. Burks, Cambridge (Mass.) 1958. Zitiert wird nach Band u. Abschnitt: L480

terpretierenden Gedanken, der seinerseits ebenfalls den Charakter eines Zeichens hat. Damit das interpretierende Zeichen als Interpretant fungieren kann, muss es durch ein vermittelndes Zeichen so determiniert worden sein, dass der Interpretant in »derselben triadischen Relation auf das Objekt«²⁸ steht wie das vermittelnde Zeichen. Der Interpretant gewinnt seine Erklärungskraft also dadurch, dass seine Beziehung zum Zeichen analog konfiguriert ist wie die Beziehung zwischen Zeichen und Objekt.

Wenn wir diese Definition der Semiose auf Heiders Konzept des Mediums beziehen, stellen wir allerdings fest, dass es eine Schwierigkeit gibt: Wenn man erstens das Medium als Vermittlung auffasst, wenn man zweitens die Vermittlung als physikalisch determinierten, also äußerlichen Vorgang auffasst und wenn man drittens das interpretierende Zeichen als Gedanken auffasst, dann kann dieser Gedanke nicht in der gleichen Weise äußerlich physikalisch determiniert sein, wie das vermittelte Zeichen durch den Mediumvorgang determiniert wurde. Es gibt also eine grundsätzliche Differenz zwischen *Medium* und *Mediation*, und zwar deshalb, weil der Prozess der *Mediation* immer auch ein Übersetzungsprozess ist, nämlich: »the translation of a sign into another system of signs«.²⁹ Im Vollzug dieses Übersetzungsprozesses geschieht zweierlei: Zum einen wird dem Zeichen eine mehr oder weniger situationsabhängige Bedeutung zugewiesen; zum anderen findet eine mediale respektive intermediale Modulation statt,³⁰ die das Zeichen aus einer äußerlichen, physikalisch determinierten Form der Vermittlung in eine anders determinierte Form der Vermittlung überträgt. Ich scheue mich, die modulierte Form der Vermittlung »innerlich« zu nennen, denn es kann sich hierbei nicht nur um psychische und logische, sondern auch um graphische oder typographische Formen der Vermittlung handeln – und zumindest in den letzten beiden Fällen ist ja auch eine physikalisch determinierte Materialität im

Spiel. Die grundlegende Differenz scheint mir darin zu bestehen, dass sich die interpretierende Vermittlung *außerhalb* des Vorgangs befindet, der zunächst die Vermittlung zwischen Objekt und Zeichen ermöglicht. Das Zeichen ist als Vermitteltes die Schnittstelle zweier Formen der Vermittlung. Genauer gesagt: Das Zeichen ist eine Übergangszone zwischen der Vermittlung im Sinne Heiders (Vermittlung als *Medium*) und der Vermittlung im Sinne von Peirce (Vermittlung als *Mediation*). Was heißt das?

Während die Beziehung zwischen Objekt und Zeichen ikonischen, indexikalischen oder symbolischen Charakter haben kann, kommen beim Zeichen als solchem drei weitere Aspekte ins Spiel, die Peirce als Typen, Token und Tone bezeichnet.

Peirce erläutert den Unterschied mit Blick auf das Zählen von Wörtern in einem Manuskript. Da gibt es durchschnittlich 20 Mal den Ausdruck »der« auf einer Seite – das wären 20 Tokens, also Vorkommnisse des Worttyps »der«. Darüber hinaus weist jedes Zeichen aber auch noch einen »indefinite significant character« auf,³¹ etwa den schrillen Ton einer Stimme oder die Farbe der Tinte, mit der ein Wort geschrieben wurde. Dieser »tonale Aspekt« hat, wenn wir Peirce folgen, einen unbestimmten signifikanten Charakter, den das Zeichen-Token entweder in dem Moment annimmt, in dem es als Token eines Type verkörpert wird (Peirce spricht hier explizit von »embodied«);³² es kann aber auch sein, dass das Token »unterwegs« zusätzliche tonale Aspekte hinzugewinnt – oder verliert. So kann die Tinte, in der ein Brief geschrieben wurde, mit den Jahren verblassen – oder das Papier, auf das der Brief geschrieben wurde, kann vergilben. Wenn ich nun aber einerseits von der Tinte und andererseits von dem vergilbten Papier spreche, dann besteht hier semiotisch und logisch betrachtet ein Unterschied: Die Tinte ist zwar der tonale Aspekt eines Zeichentokens, aber das Briefpapier ist nicht in gleicher Weise als Tone zu betrachten wie die Tinte: Es ist der *Grund*, auf dem die tonale Qualität eines Schrifttokens zur Erscheinung kommt. Natürlich beeinflusst die Materialqualität des Papiers die Art, wie die tonale Qualität des Schrifttokens zur Erscheinung kommt – und insofern trägt die Papierqualität zur tonalen Qualität des Schrifttokens bei. In einem anderen Verwendungszusammenhang kann nun freilich auch das Briefpapier zu

31 Peirce, *Collected Papers*, a. a. O., 4-57f.

32 Ebd.

28 Charles Sanders Peirce, *Phänomen und Logik der Zeichen*, hg. v. Helmut Pape, Frankfurt/M. 1983, S. 64 (Manuskript 478 aus dem Jahr 1903).

29 Peirce, *Collected Papers*, a. a. O., 4-172; vgl. auch 7-357.

30 Vgl. zum Begriff der Modulation qua Rahmenwechsel: Erving Goffman, *Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen*, Frankfurt/M. 1996 (1974), S. 55f. Zum Begriff der intermedialen Modulation: Uwe Wirth, Artikel »Intermedialität«, in: Alexander Roesler und Bernd Stiegler (Hg.), *Grundbegriffe der Medientheorie*, München 2005.

einem Zeichen-Token, ja womöglich sogar zu einem Prototyp werden – und zwar aufgrund seiner tonalen Aspekte: etwa dann, wenn man ein Blatt handgeschöpftes Büttenpapier als Muster vorzeigt – oder mit der Post an eine Druckerei versendet.

Der Punkt, um den es mir hier geht, ist, dass Tones offensichtlich gerade wegen ihres unbestimmten signifikanten Charakters eine *grundlegende* Vermittlungsfunktion haben: Sie sind zum einen die Grundlage für die physikalische Konfiguration des Tokens: Tokens bestehen, mit anderen Worten, aus einem konfigurierten Bündel tonaler Qualitäten. Die Konfigurationsvorschrift ist der Type – befolgt man diese Vorschrift, dann stellt man eine feste Kopplung her, die dem Token als Bündel von Tones eine distinkte Form gibt. Zum anderen stellen Tones aber auch einen Bezug zu anderen Objekten in der Welt her, weil sie »als Farbe, Ton, überhaupt als Sinnesqualität«³³ aufgefasst werden, die nicht nur das Zeichentoken konstituieren, sondern auch an anderen Dingen beobachtbar sind – ohne deswegen unbedingt schon Zeichencharakter zu haben. Das kann sich ändern, sobald sich die Aufmerksamkeit von einem Zeichentoken auf einem Blatt Papier – etwa dem Wort »der« – auf die materiale Qualität des beschriebenen Papiers verschiebt. Dann kann mit einem Mal der Umstand, dass das Wort »der« auf handgeschöpftes Büttenpapier geschrieben wurde, zu einem signalhaften Anzeichen dafür werden, dass der Schreiber dem Empfänger besondere Wertschätzung angedeihen lässt, weil er ein besonders teures Papier gewählt hat.

Meine Frage an die Peircesche Zeichentheorie und an die Heidersche Medientheorie wäre nun *erstens*, ob sich Tones im Sinne von Peirce als Sinnesqualitäten im Sinne Heiders auffassen lassen, die bei der Konfiguration von Zeichentokens einen physikalisch determinierten Grund zwischen Zeichen und Objekt herstellen – und insofern entscheidenden Anteil an allen Vorgängen der Vermittlung im Sinne Heiders haben. Dabei, so steht anzunehmen, interferieren die Aspekte des Zeichens als solchen (Tone, Token, Type) mit den ikonischen, indexikalischen und symbolischen Aspekten, die die Beziehung zwischen dem Objekt und dem Zeichen determinieren. *Zweitens* wäre zu fragen, ob und inwiefern die zu Tokens konfigurierten Tones *parergonal* die Bewegung im Rahmen eines

33 Heider, *Ding und Medium*, a. a. O., S. 106.

Dispositiv mitbestimmen, also von einem bestimmten Außen her sozusagen im Inneren des Verfahrens mitwirken.

Zu klären bliebe *drittens*, wie sich die physikalisch determinierte Vermittlung verändert, sobald das vermittelte Zeichen interpretiert, und das heißt, in ein anderes System von Zeichen *übersetzt* wird. Wie transformiert, mit anderen Worten, der interpretative Prozess der *Mediation* die physikalische Konfiguration des *Mediums*? Wenn man mit Peirce davon ausgeht, dass die Beziehung zwischen einem Zeichen und seinem Interpretanten die Beziehung zwischen Zeichen und Objekt *übersetzt* (also die Beziehung zwischen Objekt und Zeichen auf die Beziehung zwischen Zeichen und Interpretant *übertragen* wird), dann muss man davon ausgehen, dass die damit implizierte mediale oder gar intermediale Modulation in besonderem Maße die tonalen Aspekte des vermittelten Zeichens betrifft. Genauer gesagt: Die mediale Modulation betrifft den zwischen Objekt und Zeichen gelegenen Raum der Vermittlung (*Medium*), der als gemeinsamer Grund durch ein *tonales Dispositiv* konfiguriert ist und im Vollzug seiner interpretativen Vermittlung (*Mediation*) eine rekonfigurierende Modulation erfährt. Vielleicht könnte man diesen Modulationsprozess im Anschluss an Ludwig Jäger als *tonale Transkription* bezeichnen, nämlich als Transkription, bei der das Medium durchsichtig respektive transparent wird.³⁴ Sprich: Im Vollzug der Interpretation verschiebt sich die Aufmerksamkeit von den physikalischen Rahmenbedingungen der Vermittlung auf die tonalen Aspekte des vermittelten Zeichens – soweit sie für dessen Interpretation relevant sind. Alle nicht relevanten physikalischen Aspekte werden dagegen ausgeblendet. Eben deshalb ist es uns auch zumeist nicht bewusst, dass Luft als Medium dient – solange wir ungehindert durch sie hindurch sehen und hören können. Erst wenn diese mediale Durchsichtigkeit gestört ist – etwa durch Nebel oder durch eine Wand –, richten wir unsere Aufmerksamkeit auf die physikalischen Rahmenbedingungen des Mediumvorgangs. Gleiches gilt für die tonalen Aspekte des Zeichens: Häufig ist es für das Verständnis eines Briefes irrelevant, ob er mit blauer oder mit grüner Tinte geschrieben wurde – manchmal kann der unbestimmt signifikante Charakter der tonalen Qualität aber auch die Bedeutung des Geschriebenen bestimmen – sei es in symptomatischer, in

34 Vgl. Jäger, »Störung und Transparenz«, a. a. O., S. 60f.

signalhafter oder in semantischer Hinsicht. Wenn man weiß, dass Grün die »Kanzlerfarbe« ist, und man erhält vom Bundeskanzler einen mit »Der Bundeskanzler« unterschriebenen Brief in blauer Tinte, dann stimmt vermutlich irgendetwas nicht. Das heißt: Die tonale Qualität kann einen bedeutsamen, signifikanten Bezug zum Kontext der Vermittlung herstellen, der für die Interpretation des Vermittelten relevant ist. In eben dieser Hinsicht macht der tonale Aspekt von Zeichen das mediale Dazwischen bedeutsam, indem er die Aufmerksamkeit auf den Vorgang der Vermittlung und das ihm zugrunde liegende *tonale Dispositiv* lenkt.

Aber wie, und damit wären wir bei einer *vierten* und letzten Frage, lassen sich die tonalen Aspekte des Zeichens respektive die den Mediumvorgang der Vermittlung determinierenden Sinnesqualitäten zwischen Objekt und Zeichen auf die *Mediation* qua Vermittlung zwischen Zeichen und Interpretant *übertragen*? Wie werden, mit anderen Worten, die tonalen Aspekte des Vermittelten und die Sinnesqualitäten, die bei der Vermittlung eine prägende, mitbedingende oder sogar konstitutive Rolle spielen, im Rahmen der Interpretation als den Zeichenträger prägende, mitbedingende oder sogar konstitutive Momente darstellbar? Damit sind zum einen die physikalischen Rahmenbedingungen des *tonalen Dispositivs*, zum anderen die Übersetzungsbedingungen einer noch zu entwickelnden Theorie der *tonalen Transkription* angesprochen: eine Theorie, in der der Ausdruck *Übertragen* nun nicht mehr zuerst an den Briefträger denken lässt, sondern an einen neuen Typus von Übersetzer: ein Übersetzer, der nicht mehr auf der Grundlage einer hermeneutischen Botentheorie des Verstehens sprachliche Äußerungen in eine andere Sprache überträgt, sondern ein Übersetzer, der eine *Icono-Philologie des Zwischenraums* betreibt, nämlich mit Hilfe diplomatischer Umschriften »dichte Beschreibungen« der *tonalen Dispositiv* im medialen Raum zwischen Objekt und Zeichen liefert und damit im Vollzug einer Übertragungsbewegung den mediatisierten Raum zwischen Zeichen und Interpretant erschließt. Insofern könnte man sagen, dass die *Mediation* im Akt der Übertragung dasjenige, was sie überträgt; zugleich mitbedingt und prägt.

Lambert Wiesing Was sind Medien?

Schaut man sich die gegenwärtige Medienwissenschaft an, so könnte sich der Eindruck einstellen, dass man sich besser nicht mit der Frage »Was sind Medien?«, sondern stattdessen mit der Frage »Was ist kein Medium?« befassen sollte. In der Tat scheint die Situation derart zu sein, dass die Medienwissenschaft zwar von ausgesprochen vielen, aber doch zumeist gleichermaßen weiten, ja teilweise sogar entgrenzten Medienbegriffen bestimmt ist – von Medienbegriffen, die sich vom alltäglichen Verständnis des Mediums als Kommunikationsmittel bedenklich entfernt haben. Diese Diagnose ist keineswegs auf eine vereinzelte Strömung beschränkt. Im Gegenteil: Die inflationäre Verwendung des Medienbegriffs lässt sich bemerkenswerterweise bei Medientheorien beobachten, die sich selbst als konkurrierende Positionen verstehen: Sowohl der technikorientierte Ansatz in der Tradition von Marshall McLuhan, der systemtheoretische Ansatz in der Tradition von Niklas Luhmann als auch der Medienbegriff phänomenologischer Theorien können belegen, wie zwar nicht in gleicher Weise, aber doch gleichermaßen mit einem unterbestimmten Medienbegriff gearbeitet wird – dies lässt sich schon durch einen kurzen Blick auf die Hauptthesen zeigen.

Bei Marshall McLuhan haben Medien wie alle anderen Techniken den Status eines Mittels; Medien sind Werkzeuge, welche das Handeln und Wahrnehmen des Menschen verbessern: So wie schon der Hammer eine künstliche Verbesserung und Ausweitung des menschlichen Körpers ist, so gilt dies in der McLuhan-Tradition auch für andere Medien. Während die mechanischen Techniken die körperlichen Funktionen des Menschen nach außen verlagern, exteriorisieren die elektronischen Medien das zentrale Nervensystem und die Sinnesorgane. Durch Medien werden körperliche und organische Leistungen simuliert oder verstärkt, implementiert oder ersetzt. Dieses Medienverständnis führt bei McLuhan – sowie seinen zahlreichen Anhängern – dazu, dass nicht nur jedes Werkzeug, sondern sogar jede Energieform zur Bedeutung des Medienbegriffs gezählt wird. Man könnte den Medienbegriff von McLuhan zu der